

Inmitten des Tons ein Ort der Stille

Christian Poltéra gehört zu einer jungen Generation von Instrumentalisten, die sich ständig zwischen Kammermusik und Solistentum bewegen. Das prägt. Der Schweizer Cellist ist einer jener Musiker, deren Präsenz wächst, je leiser sie spielen. Clemens Haustein traf ihn in Berlin.

Menschen, die keinen Blick für das Feine haben, könnten Christian Poltéra glatt für einen langweiligen Typen halten. Er wirkt zurückhaltend; er ist freundlich; er schweigt gerne; er hat jene Körperhaltung, die sich großgewachsene Menschen angewöhnen müssen, damit sie nicht den Kontakt zum Erdgeschoss der Welt verlieren: ein wenig gebückt, die Hände gerne in der Hosentasche. Am Ende eines langen Aufnahmetages mit Orchester sagt er Sätze wie: „Mir geht es gut, wenn es allen gut geht.“ Oder auch: „Am schönsten ist es, wenn ich mit einem Orchester ein bislang wenig gespieltes Stück spiele und die Musiker am Ende von diesem Werk begeistert sind.“ Oder auch: „Ich habe keine Entzugserscheinung, wenn ich ein paar Wochen nicht vor großem Publikum spiele.“ Spricht so ein Solist? Einer, der jeden Abend einen anderen Konzertsaal erobern möchte; einer, dem das Orchester nahezu egal sein könnte – es geht ja schließlich darum, dass er alleine einen guten Eindruck hinterlässt?

Man hört sich das an, schaut zu Poltéra hin, wie er da in einer knarrenden, schwarzen Lederjacke sitzt, eine Cola light trinkt und heiter in den Abend schaut, und man beginnt zu überlegen, ob möglicherweise gerade eine solche Art von Uneitelkeit wirklich frei für die Musik macht.

Ende August ist Poltéra gerade in Berlin. Mit dem Deutschen Symphonie-

Orchester und dem Dirigenten Thomas Dausgaard nimmt er das Cello-Konzert von Dvorák und das zweite Konzert von Bohuslav Martinu auf. Er hat nun den dritten Aufnahmetag hinter sich und sieht so aus, wie man auszusehen hat, wenn man gerade sechs Stunden lang den dritten Satz des Dvorák-Konzerts mit Hochspannung gespielt hat: ziemlich matt, ziemlich abgekämpft, aber auch zufrieden. Wer ihm bei der Aufnahme zuhörte, konnte immer wieder diese besonderen Momente erleben, die Poltéra auszeichnen: dass er sich durch die ruppigen Passagen hindurchbeißt und dann plötzlich, wenn es fein und gesanglich wird, die unaufdringliche Schönheit seines Spieles leuchten lässt. Drucklos klingt das dann, irgendwo im Kern des Tones scheint ein Ort der Stille zu sein, um den herum es sanft vibriert.

Christian Poltéras Weg zur Solistenkarriere ist ein untypischer. Mit seinem Instrument begann er relativ spät, erst mit neun Jahren. In der Schule war das Cello in der Instrumentenkunde vorgestellt worden, außerdem spielte ein Junge aus der Nachbarschaft Cello. Mit klassischer Musik hatte er, der aus einer Zürcher Lehrerfamilie stammt, zuvor kaum etwas zu tun. Er ging dann hin und wieder in die Tonhalle mit der Schulklasse, mit seiner ersten Cello-Lehrerin Nancy Chumachenco (ehemals Schwägerin der Münchner Geigenprofessorin und Julia-Fischer-Lehrerin Ana Chuma-

chenco). Den Kindertraum, selbst auf dieser Bühne zu stehen und von den Leuten gefeiert zu werden, sagt er, hatte er nie. Wettbewerbserfolge sucht man in seiner Biographie vergebens – er hat seit seiner Teilnahme beim schweizerischen „Jugend musiziert“ nie mehr an einem Wettbewerb teilgenommen. Er hasst es, in Konkurrenz zu spielen: „Ich glaube, mein Kopf würde sich da verschließen. Ich könnte mich nicht mehr richtig auf die Musik konzentrieren.“

Als er im vergangenen September in der Jury des ARD-Wettbewerbs saß, rang ihm dies vor allem Staunen ab: dass die Teilnehmer ein so riesiges

Foto: Nikolaj Lund/PR





Repertoire, wie es dieser Wettbewerb fordert, auf den Punkt parat haben. „Ich glaube, das könnte ich nicht“, sagt er. Und wie er das so freimütig sagt, kann man kaum anders, als darin eine Stärke zu sehen: Ich will einem Werk wirklich auf den Grund gehen, da kann ich mich nicht gleichzeitig mit tausend anderen Stücken nebenher beschäftigen.

Der Cellist fährt damit ziemlich gut: Er hat mit vielen großen Orchestern gespielt, ob Los Angeles, Münchener Philharmoniker, Gewandhaus oder zu Hause in Zürich mit dem Tonhalle-Orchester; er bildet mit Frank Peter Zimmermann und Antoine Tamestit ein festes

Streichtrio und ist immer wieder Musizierpartner von Christian Tetzlaff; er unterrichtet an der Hochschule Luzern; und er hat mit BIS ein Label als Partner, das seine Programmideen abseits des gängigen Repertoires mitträgt. Um die großen Schinken des Cello-Repertoires hat Poltéra bislang nämlich eher einen Bogen gemacht. Aufgenommen hat er unter anderem Konzerte und Sonaten seiner Landsmänner Othmar Schoeck und Arthur Honegger, Werke von Frank Martin, Ernst Toch, Lutoslawski, Konzert und Sonate von Samuel

Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit in musikalischen Dingen sind eine Frage des Naturells

Barber. Ob das auch ein bisschen Strategie ist, sich mit einem Repertoire zu profilieren, das sonst kaum jemand aufführt? „Wenn es tatsächlich Strategie wäre,

würde sie für mich sehr schnell zur Qual werden“, sagt Poltéra und lächelt.

Die Gewissenhaftigkeit, die Ehrlichkeit in musikalischen Dingen mag bei Christian Poltéra eine Sache seines Naturells sein – sie wurde sicherlich gefördert und verstärkt durch sein Studium bei Heinrich Schiff in Salzburg und Wien. Es müssen außergewöhnliche Jahre gewesen sein. Schiff hatte damals eine

erlesene Gruppe von Schülern um sich versammelt: Daniel Müller-Schott, Tanja Tetzlaff, Gautier Capuçon, Sebastian Klinger, der heute Solo-Cellist beim Sinfonieorchester des Bayerischen Rundfunks ist, Christian Poltéra. „Ich kenne keinen international tätigen Solisten, der es geschafft hat, sich so regelmäßig um seine Klasse zu kümmern wie Heinrich Schiff“, sagt Poltéra. Wenn der Meister in der Stadt war, trafen sich sämtliche Schüler in seinem Haus, es wurde dann tagelang unterrichtet, gekocht, Tischtennis gespielt: „eine super Zeit.“

Vor dem Studium hatte er zwei Jahre lang Unterricht beim großen Boris Pergamenschikow, von Zürich aus fuhr

witschs herrlich freiem Celloklang, aber er spielte Bach eben auch so, als sei es Musik von Rachmaninow.“

In Salzburg begann auch die Geschichte mit Mara. Mara: Das ist das Stradivari-Cello, auf dem Christian Poltéra heute spielt und das zuvor von Heinrich Schiff gespielt wurde. Es war im Jahr 1997, als Schiff in Poltéras und Sebastian Klingers Salzburger WG anrief und fragte, ob sie schon einmal etwas von einem Stradivari-Cello namens „Mara“ gehört hätten, das würde nämlich gerade in London zum Kauf angeboten. Woraufhin Klinger lapidar antwortete: „Das hängt bei mir an der Wand.“ Ein Poster mit dem Bild des schlanken Instrumentes zierte sein

Instrument Heinrich Schiff dauerhaft zur Verfügung.

Als Heinrich Schiff vor zwei Jahren aus gesundheitlichen Gründen seine Karriere als Cellist beendete, stand auch das „Mara“ wieder zum Verkauf. Als bekannt wurde, dass ein taiwanesischer Sammler das Instrument kaufen wollte, und zu Befürchten stand, dass das Instrument irgendwo in einem Safe verschwinden würde, ohne weiterhin gespielt zu werden, da fand sich auf Heinrich Schiffs Vermittlung hin eine deutsch-österreichische Industriellenfamilie als Käufer. Und als die nach einem Spieler für das Instrument suchten, entstand über Musikerfreunde der Kontakt zu Christian Poltéra – ohne dass Heinrich Schiff etwas davon gewusst hätte. Was nun so aussieht,

als habe der Schüler von seinem früheren Lehrer das Instrument geerbt, ist in Wahrheit eine kuriose Geschichte, wie sie das Leben schreibt.

Dass Poltéra das Stradivari-Cello nun von der Besitzerfamilie ohne jegliche Verpflichtung zur Verfügung gestellt bekommt, findet er „unglaublich“. „Wie kann man da Danke sagen?“ Poltéra tut es, indem er die Besitzer stets auf dem Laufenden hält, wo sie ihr Cello gerade hören können.

An diesem Tag Ende August ist das Instrument also in der Jesus-Christus-Kirche in Berlin-Dahlem zu hören, jenem Kirchen-Studio, in dem schon Furtwängler und Karajan Aufnahmen machten. Der Anfang des dritten Satzes des Dvorák-Konzertes wird wieder und wieder eingespielt, bis auch nichts mehr klappert zwischen Cello-Solist und Holzbläsern. Dvoráks marschierendes Finale morgens um zehn Uhr gleichsam zum Frühstück – das sei ein bisschen heftig, sagt Poltéra später, am Abend des Aufnahmetages. Er wird dann früh schlafen gehen, meint er beim Abschied, das sei immer noch die beste Art, die Ermattung nach den Aufnahmen auszukurieren. Am folgenden Tag wird Martinus zweites Konzert dran sein. Die Plattenfirma hatte ihm vorgeschlagen, neben Dvorák auch das Elgar-Konzert aufzunehmen. Poltéra lehnte ab. Zwei der großen Repertoire-Kracher auf einer CD, das ist ihm zu billig. ■

Reingehört

Zwei Konzerte von William Walton (1955) und Paul Hindemith (1940): Christian Poltéra setzt seine Erkundungen abseits des gängigen Cello-Repertoires fort. Zwei Werke von überbordendem Erfindungsreichtum, beide schwankend zwischen aufgekratzttem Humor und beschaulicher Melancholie. Der Schweizer Cellist wird beidem gerecht – weniger mit wilder Inbrust als mit frei schwingender Innerlichkeit. Die zarte Gesanglichkeit in Hindemiths langsamem Satz berührt, berückend ist der Farbenreichtum, den Poltéra in Waltons mediterran leuchtendem Konzert aufdeckt. Da vergisst man auch, dass die Passagen, die großen Ton erfordern, bei Poltéra zuweilen etwas angestrengt klingen können. Zwei Stücke für Cello solo werden jeweils den Konzerten gegenübergestellt: Waltons Passacaglia und Hindemiths Sonate op. 25 Nr. 3. Hier präsentiert sich Poltéra als Grübler, als gewissenhafter Durchdringer, der sich gleichsam in die Tiefe der Werke hineinmeditiert.

Musik ★★★★★
Klang ★★★★★

Walton, Hindemith, Konzerte und Solo-Werke für Cello; Christian Poltéra, Frank Shipway, São Paulo Symphony Orchestra (2013); BIS/KC CD 7318599920771 (70')



er alle zwei Wochen nach Köln. Pergamenschikow war zu dieser Zeit bereits schwer krank – und eine Persönlichkeit, die, so sagt Poltéra heute, zuweilen einschüchternd auf ihn wirkte: „Wir waren beide eher introvertierte Menschen, vielleicht passte das nicht so recht zusammen.“

Dass Heinrich Schiff einer ist, der einem auch mal kumpelhaft auf die Schulter klopft, kam Poltéras Naturell entgegen. Worin ihn Schiff vor allem geprägt hat? „Im Anspruch, jedem Stück in seiner ganz eigenen Stilistik gerecht zu werden. Das zeichnete Heinrich Schiffs Spiel in ganz besonderem Maße aus – und darin war er auch seiner Zeit voraus. Ich war immer gefangen von Rostropo-

Zimmer. Heinrich Schiff kam daraufhin vorbei, schaute sich das Posterbild an, fuhr nach London, probierte das Cello aus und war so begeistert, dass er das Instrument gleich zu den ebenfalls in London stattfindenden Aufnahmen von Brahms' Doppelkonzert mit Frank Peter Zimmermann und Wolfgang Sawallisch mitnahm. Zimmermann soll zunächst wenig begeistert gewesen sein, dass sein Solo-Partner plötzlich mit einem neuen Spielgerät auftauchte – die Sorge, der Zusammenklang müsse neu abgestimmt werden, verflüchtigte sich jedoch bald, die Aufnahme gewann später den Preis der Deutschen Schallplattenkritik. Ein vermögender Unternehmer erwarb „Mara“ schließlich und stellte das